

JÖRG SUNDERMEIER

11

BERLINER
FRIEDHÖFE



DIE MAN
GESEHEN HABEN
MUSS BEVOR
MAN STIRBT

berlin edition im
be.bra verlag

Brecht hatte ihre Mutter Marianne Zoff, seine erste Ehefrau, und sie verlassen, als die kleine Hanne gerade mal vier Jahre alt war. Hiob wuchs dann mit dem Stiefvater Theo Lingen auf. Im Nachleben aber ist sie wieder mit ihrem Vater vereint in einem Grab.

In der Nacht vom 4. zum 5. Mai 1990 wurde das damalige Doppelgrab Weigel/Brecht geschändet und mit antisemitischen Parolen beschmiert. Sieben Tage später fand hier eine Gedenkstunde der Akademie der Künste zum 90. Geburtstag Weigels statt, der jedoch fast keine Aufmerksamkeit geschenkt wurde, auch war sie nicht besonders gut besucht. In den Tagen der zerfallenden DDR waren Weigel und Brecht für viele nicht mehr so interessant, die von allen sozialistischen Organisationen stets eingeforderte Solidarität fehlte nun, wo die Leute selbst über ihr Handeln bestimmten, spürbar. Christa Wolf schrieb darüber empört an Max Frisch: »Am Sonntag waren wir an den besudelten Gräbern von Weigel und Brecht, kein großer Haufen. Und keine ›West«-Medien.« Heute liegt die 2011 verstorbene Schriftstellerin selbst nur ein paar Schritte entfernt begraben. Nach dem Anschlag vom Mai 1990 bewachten übrigens Freiwillige das Grab von Weigel und Brecht mehrere Wochen lang Nacht für Nacht. Freunde von mir waren dabei. Große Aufmerksamkeit ernteten auch sie nicht. Doch immerhin blieb der Friedhof nach dieser Aktion lange unbehelligt.

Zwanzig Jahre später gab es allerdings einen Angriff auf das Grab des linken Aktivisten Fritz Teufel (1943–2010) – diesmal vermutlich von Menschen, die Teufels Wort von der »Spaßguerilla« nicht verstanden hatten. Teufels Urne, die am 15. Juli 2010 auf dem Dorotheenstädtischen Friedhof beigesetzt worden war, wurde am 6. August, also nur rund drei Wochen später, aus dem Grab geholt, die Grabanlage dabei zerstört. Um das Grab herum fanden Ermittler verschüttete Asche, die sie sorgsam zusammenkehrten. Man vermutete einen politischen Hintergrund. Eine Woche später aber tauchte die Urne wieder auf, sie lag auf dem Grab des ehemaligen Studentenführers und Teufel-Weggefährten Rudi Dutschke auf dem Dahlemer Kirchhof der St.-Annen- Gemeinde. Die Urne war unversehrt. »Fritze hätte an solch' einer Aktion seine Freude gehabt«, habe, so die Berliner Morgenpost damals, in dem aufgefundenen Bekennerschreiben gestanden. Und eine merkwürdige Mahnung: »Aber jetzt muss wieder Ruhe und Frieden um das Teufelchen einkehren. Die Urne wurde nicht geöffnet.« Teufels Asche wurde also noch einmal beerdigt, das Grab später sogar um einen richtigen Grabstein erweitert, der jedoch keinen Spruch trägt, sondern nur Namen und Lebensdaten.

Ein anderer Star des Jahres 1968 ruht gleich um die Ecke: Der 1898 in Berlin geborene Philosoph Herbert Marcuse, der wegen des Nationalsozialismus in die USA emigrieren musste. Dort schrieb er unter anderem sein bahnbrechendes Werk »Der eindimensionale Mensch«, welches ihn zum umjubelten Star bei den Studierenden machte. Marcuse kehrte

jedoch nicht dauerhaft nach Deutschland zurück, er blieb misstrauisch. Ebenso blieb er ein widerständiger Geist. 1979 starb er an einen Hirnschlag, den er in Starnberg erlitt, als er seinen Freund Jürgen Habermas besuchte. Der Leichnam wurde in Österreich eingeäschert, seine Frau nahm die Urne mit in die USA. Später beschloss die Familie, dass Marcuse lieber in seiner Geburtsstadt ruhen solle. 2003 wurde die Urne vor den Augen vieler und unter großer Aufmerksamkeit der Medien auf dem Dorotheenstädtischen Friedhof in die Erde gesenkt. Auf dem schönen, klaren Grabstein findet sich neben dem Namen und den Lebensdaten nur ein kleines Koppelwort, dass es in sich hat: »Weitermachen!«
Selbstredend mit Rufzeichen.

Zu Grabschändungen ganz anderer Art kam es im Januar 1996, nachdem der im Vorjahr verstorbene Dramatiker und Gesprächskünstler Heiner Müller, nach ausgiebiger Trauerfeier im Berliner Ensemble, beerdigt worden war. Damals galt der 1929 geborene bekannteste Hornbrillenträger der DDR geradezu als intellektuelles Rolemodel, Männer, die in Berlin ihren Geist beweisen wollte, trugen in den Neunzigern Brille und Haare wie Müller (oder Glatze), zudem kleideten sie sich ausschließlich in Schwarz. Auch trank man sinetwegen Whisky und rauchte, vielleicht sogar Zigarre. Müller hatte Antworten auf viele Fragen, die der Mauerfall aufgeworfen hatte, und selbst dann, wenn er keine hatte, sah er so aus, als wüsste er mehr, als er sagte. Vor und nach seiner Beerdigung nun etablierte sich eine Art Mundraub der Intellektuellen. Ich kenne mehrere damals verarmte oder studierende Künstlerinnen und Künstler, die sich auf der knapp eine Woche andauernden Trauerfeier herumtrieben, und sich dort von bestürzten Schauspielern und niedergeschmetterten Professorinnen Wein und Bier bezahlen ließen – in ihrer Trauer schütteten sie jeder und jedem gern ihr Herz aus, meine Bekannten wussten das zu schätzen. Nach der Beerdigung brachten dann Fans aus ganz Deutschland kleine Whiskyflaschen oder Zigarren ans Grab – und ich kenne zwei Schriftsteller, die sich des Nachts, von der Hannoverschen Straße her kommend, über die Mauer drückten, um einen Teil der Luxusgüter auf Müllers Grab zu rauben – zu »vergesellschaften«, so sagten sie. Doch sie genossen die guten Dinge lieber allein als in Gesellschaft. Heiner Müller, darf man meinen, hätte als Freund klandestiner Aktionen nicht viel dagegen gehabt. Am Rande seines kargen, sehr aufgeräumten Grabes befindet sich heute übrigens eine Vogeltränke, sie hat – passenderweise – die Form eines Aschenbechers.



Gräber von Hans Mayer und Ivan Nagel

Dass Johannes Rau, der 1931 in Wuppertal geboren wurde, und dort den größten Teil seines Lebens verbrachte, der von 1978 bis 1998 Ministerpräsident des Landes Nordrhein-Westfalen und von 1998 bis 2004 deutscher Bundespräsident war, und der erst seit Antritt dieses letzten Amtes in Berlin gelebt hatte, nach seinem Tod auf demselben Friedhof wie Hegel, Brecht und Müller beigesetzt werden sollte, führte 2006 zu einer Kontroverse. Gesamtberliner Patriotinnen und Patrioten, gelernte Ostdeutsche, jüngere und ältere Linke sowie Künstlerinnen und Künstler standen dem Plan, einen Politiker auf dem »Künstlerfriedhof« zu beerdigen, sehr misstrauisch gegenüber. Auch ich fand das unangebracht. Nicht dass ich Rau nicht auch ein bisschen mochte, stand ich doch, bis ich von Bielefeld nach Berlin zog, quasi immer unter der Regentschaft von »Papa Rau«. Dennoch fand ich es unangemessen, dass man einen toten Politiker zu den hehren Leichnamen der Kunst legte. Auch der Verweis darauf, dass Rau ja zunächst Autor und Verleger gewesen war, überzeugte mich nicht.

Warum viele andere und ich damals so aufgeregt waren, lässt sich heute nicht mehr

sicher sagen. Ging es darum, sich die Verklärung der anderen hier ruhenden Geistesgrößen nicht von schnöden Gedanken an politischen Pragmatismus und moralische Sonntagsreden zerstören zu lassen? Ging es um die Unvereinbarkeit von Kunst und Politik? Ging es »ums Prinzip«? Ich weiß es nicht mehr. Inzwischen sind auf dem Dorotheenstädtischen Friedhof so einige Persönlichkeiten hinzugekommen, die allein für ihre politischen Leistungen bekannt sind, meines Wissens hat sich niemand mehr darüber aufgeregt.

Wir verlassen das Gelände und ich lasse den Blick noch einmal schweifen. Links von mir die Mauer, mit dem Durchgang zum Hugenottenfriedhof. Vor mir die Kopie einer überlebensgroßen Martin-Luther-Statue von Schadow, die man aus der Ruine der Dorotheenstädtischen Kirche geborgen hatte und die seit 1975 dort steht, mahnend. Dahinter das Mausoleum der Familie Stargardt, arg von Schüssen beschädigt. Überhaupt findet man hier, wie auf anderen Friedhöfen im Stadtzentrum noch viele Hinweise auf den Häuserkampf am Ende des Weltkrieges. Rechts dann die zahlreichen, ein bisschen uniform wirkenden gusseisernen Grabkreuze, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts so beliebt waren. Hinter mir der schmale Weg zum Eingang – oder Ausgang.

Doch wir verlassen den Friedhof noch nicht sofort, sondern kehren noch kurz in das Café ein, das seit wenigen Monaten hinter der Friedhofsverwaltung und neben der Grabkapelle zu finden ist. Ein schönes Café, sparsam, aber elegant eingerichtet, man kann guten Kuchen essen – fast ist es ein Hipstercafé, es gibt selbstredend Chai Latte. Wir sind nicht die einzigen Gäste, auch nicht die jüngsten.

Ich lasse dennoch die Finger vom Kuchen. Lieber rauche ich eine Zigarette, in Gedenken an Helene, Bert und Heiner. Und lehne mich im Sessel zurück, um die Sonne genießen zu können. Leise höre ich in dem ein paar Meter entfernten Grabfeld die Vögel zwitschern, während sie von Kreuz zu Kreuz flattern.

Adresse

Dorotheenstädtischer Friedhof, Chausseestraße 126,
10115 Berlin

Geöffnet täglich ab 8 Uhr bis zum Einbruch der Dunkelheit
Friedhofscfé »Café Doro«, Freitag bis Sonntag ab 13 Uhr

In der Nähe

Brecht-Weigel-Gedenkstätte im Brecht-Haus,
Chausseestraße 125, 10115 Berlin

Besichtigung von Dienstag bis Sonntag, nur mit Führung